

„Wir brauchen neue Wege“

ZUKUNFT WINTER
SN-Schwerpunkt in Kooperation
mit dem Netzwerk Winter



BILD: SNSKI AMADE

Eine Ideenwerkstatt schaffen und mehr Zusammenarbeit der Branchen erreichen. Das war der Impuls zur Gründung von „Netzwerk Winter“ im Jahr 2006. Das Miteinander und neue Strategien werden jetzt, in der Krise, zur Überlebensfrage.

HEINZ BAYER

Wir unterhielten uns mit Franz Schenner. Er ist seit Anbeginn Dreh- und Angelpunkt des Netzwerks. Schenner lebt in Mittersill. Ihn plagte nie die Scheu, wenn nötig auch Klartext zu sprechen.

SN: Und jetzt?

Franz Schenner: Jetzt ist nicht die Zeit, darüber nachzudenken: „Wer hat in der Vergangenheit was falsch gemacht?“ Jetzt ist die Zeit, gemeinsam darüber nachzudenken, was zu tun ist, um aus dieser Situation wieder herauszukommen. Dass die Krise diesen Winter andauern und verheerende Konsequenzen für manche Betriebe haben wird, steht außer Streit. Auch wenn es abgedroschen klingt: In jeder Krise liegt auch eine Chance. Ich habe in meiner Funktion immer wieder ange-regt, den Winter neu anzudenken.

SN: Das heißt?

Ich bin letzten Winter, in der Ferienzeit, wo so viel los war, selbst nicht mehr Ski fahren gegangen. Ich dachte mir: Die Pisten gehören jetzt unseren Gästen. In manchen Regionen war wirklich sehr viel los.

SN: Weniger wäre mehr?

Wir haben jetzt die Chance, intensiv nachzudenken. Bis jetzt war ja alles richtig. Wir sind von Rekord zu Rekord getaumelt.

SN: Pardon: Es waren Näch-tigungsrekorde – keine Rekorde in Sachen Wertschöpfung.

Leider. In den kurzen Wintermonaten findet ja auch ein Verdrängungswettbewerb statt. Ein Wettbewerb der Regionen. Jetzt ist es ein Wettbewerb der Skination, was die Zukunft des Skifahrens überhaupt betrifft. Wir haben uns von vielen Instituten Expertisen beschafft, in denen steht: „Skifahren allein genügt nicht – wir brauchen alternative Wintersportarten.“ Da gibt es aber auch andere, auf Fakten basierende Untersuchungen. Sie belegen, dass in manchen Regionen bis zu neun von zehn Buchungen nur

wegen des Skifahrens passieren.

SN: Wie sich die Saison mit Blick auf Reisebeschränkungen entwickelt, weiß niemand. Ist das ein Signal, die Einheimischen wieder neu zu entdecken in Bezug aufs Skifahren?

Wir haben die Einheimischen nicht vernachlässigt. Wir haben uns aber nicht um sie bemüht. Vor allem: Wir müssen uns wieder mehr um die einheimischen Kinder kümmern.

Für mich ist es eine Hiobsbotschaft, wenn mir Bartl Gensbichler, Präsident des Landesskiverbands, sagt: „Im Glemmtal“ – wo er ja daheim ist – „fahren die einheimischen Kinder auch nicht mehr automatisch Ski.“ Wenn die, die hinter dem Haus ein traumhaftes Skigebiet haben, es nicht mehr nutzen, haben wir irgendwas übersehen.

Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass jetzt nicht nur die deutschen Gäste nicht kommen dürfen, sondern auch die, die unsere Einheimischen ersetzt haben: die Polen, die Tschechen, die Ungarn. Das waren neue Märkte. Das war ihr und unser Glücksfall, dass dort die Grenzen aufgegangen sind und die obere Mittelschicht sich das Skifahren leistet. Skifahren ist ja kein billiges Vergnügen, darüber müssen wir nicht diskutieren. Es ist aber auch kein Elitesport. Es ist ein Sport für Menschen, die sich dieses Vergnügen leisten wollen.

SN: Was kann die Motivation sein zum Zurück auf die Piste?

Dass man Skifahren so zeigt, wie es ist und wie es für Menschen wie du und ich auch machbar ist. Ich leiste mir zum Beispiel jedes Jahr einen Skilehrer. Denn ich will mit meiner Familie auf dem neuesten Stand der Technik sein. Ich bin überzeugt, dass viele Menschen nicht das richtige Material fahren. Dass sie mit einem passenden Material um eine Klasse besser unterwegs wären – nur sie wissen es nicht. Es sagt ihnen niemand. Wir haben uns in der Kommunikation in erster Linie um Dinge gekümmert, die in einem „Mehr, mehr und mehr“ gemündet sind. „Mehr“ geht aber jetzt nicht mehr. Es gibt Untersuchungen der

Seilbahnwirtschaft, die zeigen, dass eine Million Österreicher aufgehört haben, Ski zu fahren. Aus welchen Gründen auch immer. Wenn ich jetzt in Wien daheim bin und ich am Wochenende Ski fahren will, bin ich auf einer Strecke drei oder vier Stunden unterwegs. Dann noch die Schlepperei – dabei wäre heutzutage ja alles einfach. Aber: Wenn der Städter eine emotionale Ausrede sucht, dann haben wir unser Produkt nicht begehrenswert gemacht. Da müssen wir aber hin. Es geht einerseits um moderne Skitechnik, das richtige Material. Skiindustrie und Skilehrerwesen reden da intensiv miteinander. Im Sinne von: „Was brauchen die Leute?“ Im Grund verkaufen wir ja nur eine Rennsport-Optik. Die Jugend hat sich da längst verabschiedet. Wenn ich schaue, was die auf der Piste fahren – Ski, hinten und vorn aufgebogen, dazu coole Klamotten –, das ist weit weg



BILD: SNSKI AMADE

„Weg vom ‚Party, Party‘-Tourismus.“

Franz Schenner,
Netzwerk Winter

von den Bildern, die wir prägen.

SN: Ich überwinde als Städter den inneren Schweinehund, nehme die Reise auf mich, stehe an der Talstation in einem Gewühl wie in einer U-Bahn-Station. Wo ist da die Entspannung, das Wintergefühl? Wäre eine Limitierung der Skifahrer samt höheren Preisen in Skigebieten ein Ansatz?

Das Gedränge und die Masse sind sicher nicht attraktiv. Dass das Aussteiger oder Nichtskifahrer kaum motiviert, verstehe ich. In diesem Winter hat aber keiner mehr die Ausrede, dass er die Aussteiger und Nichtskifahrer links liegen lässt.

SN: Was tun?

Schauen wir auf den Kreuzfahrten-Markt. Jeder, der dort buchte, wusste, er betritt eine Dreckschleuder, die Unsummen CO₂ ausstößt. Aber

im Fernsehen sah er die schönen Bilder bei „Das Traumschiff“ – es wurde als Paradies verkauft.

SN: Wir haben als Gegenstück „Der Bergdoktor“, bei dem in jeder Folge jemand abstürzt.

(lacht) Das ist öffentlich-rechtliche Verkaufsförderung fürs Bergwandern. Spaß beiseite: Wir als Branche dürfen uns nicht darauf beschränken, dass wir im Fernsehen eh Skirennen sehen. Wir brauchen andere Bilder. Derzeit werden sie durch Masken geprägt. Aber die können ja nicht nur schützen, sondern auch zu einem feschen modischen Accessoire werden.

SN: Ist die laute Diskussion um Sicherheit nicht obsolet, wenn die Gäste gar nicht kommen dürfen?

Es ist die Chance gegeben, zu sehen, wie die neuen Abläufe funktionieren. Vorerst leider mit weniger Leuten. Aber daraus ergibt sich die Möglichkeit der Feinabstimmung.

Ich glaube, ab sofort zählen andere Kriterien und Produktversprechen. Dieses „Noch mehr Kilometer“ und dieses „Noch mehr von allem“ ist nicht mehr aktuell.

SN: Warum gab es nie laute Kritik an dieser Form des Après-Ski, wie es in Ischgl und auch auf manchen Hütten in Salzburg praktiziert wird? Motto: „Saufen und schlechte Musik.“

Erfolg hat immer recht. Das wurde lange so gesehen. Verbunden mit dem Argument „Die Leute wollen es so“. Das Ganze ist dann „so geworden“. Ischgl war für viele Regionen durchaus ein Vorbild. Manche Orte stellten sich beim ÖSV an und bettelten Jahre um ein Weltcuprennen.

Ischgl sagte: „Wir holen die Superstars. Wir holen Elton John, Tina Turner, die Beach Boys. Wir bringen die Popwelt nach Ischgl.“ Das hat eine Zeit lang gut funktioniert. Nur ist dann dieser abgekoppelte Party-tourismus entstanden, der mit dem Skifahren ja nichts zu tun hat.

SN: Das schnelle Verdienen von sehr viel Geld mit Rausch-**orgien ist doch kultiviert worden.**

Stimmt. Wir haben auch in Salzburg ein paar Beispiele dafür. Aber: Es gibt bei uns sehr viele Gastronomiebetriebe am Berg, die sehr nett und sehr gemütlich sind. Sehr feine Qualität mit regionaler Küche liefern. Da ist schon was passiert. Wir müssen von diesem Massentourismus à la „Party, Party“ weg.

SN: Faktum ist, dass in Salzburg ein Chaletdorf nach dem anderen entsteht und „Immer mehr“ weiter als goldene Regel gilt.

Warum ist es so geworden? Investieren Einheimische nicht, muss eine Region froh sein, wenn es von außen jemand tut. Die Frage ist sicher: Wann ist es genug? Da gibt die Raumordnung keine Antwort. Das ist ein politischer Hebel. In dem Moment, in dem die Bürgermeister involviert sind, wird es zur Gratwanderung. Tatsache ist: Wo keine Betten sind, sind auch keine Gäste.

SN: Braucht es eine breite öffentliche Diskussion über die Entwicklung der Regionen?

Ja. Die Gespräche können aber nicht beim Verfassungsgerichtshof stattfinden. Sie müssen vor Ort geführt werden. Es ist auch eine europäische Frage mit Blick auf die Regionen. Es ist eine weitere Chance dieser grausigen Pandemie, dass wir ernsthaft auf breiter Ebene darüber diskutieren: Wie wollen wir uns in Zukunft touristisch aufstellen? Ich glaube, es gibt niemanden mehr, der den Tourismus infrage stellt.

Jeder dritte Arbeitsplatz hängt davon ab. Ich sehe in den nächsten Jahren eine Rückwärtsbewegung.

Das macht nicht froh. Da sind regionale Betriebe betroffen. Wackeln Arbeitsplätze. Aber wir müssen in den Regionen offen darüber reden, wie weit wollen und können wir noch gehen in der Entwicklung und wann ist Stopp. Was mich extrem stört, sind Gesetzeslücken, die findigen Anwälten Möglichkeiten auf-tun, um zwar legal, aber doch durch die Hintertür das nächste und das übernächste Projekt umzusetzen.

Freilich: Dass Immobilienmakler verkaufen, was am Markt ist, ist ja ganz einfach ihr Geschäft.